

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1915

Christoph Onken [Mit Abb.]

Christoph Onken

Studiosus der Staatswissenschaften, Leutnant der Reserve, Inhaber des Eisernen Kreuzes, Sohn des verstorbenen Fabrikbesizers Detje Onken in Zetel, geboren den 23. Juli 1888 in Zetel, erlangte Ostern 1909 auf der Oberrealschule zu Oldenburg das Zeugnis der Reife. Ein schönes Leben lag vor ihm. Das Schicksal hat es anders gewollt und diesen treuen, guten Menschen aus der Bahn gerissen. Eine wissenschaftliche Arbeit von ihm über die bäuerlichen Verhältnisse in der Herrschaft Zeven und in der Herrlichkeit Rnyphausen liegt druckfertig vor und wird voraussichtlich im nächsten Jahrbuch für Altertumskunde und Landesgeschichte, Kunst und Kunstgewerbe erscheinen. Am 1. April 1909 unterzog er sich als Einjährig-Freiwilliger seiner Dienstpflicht im Infanterie-Regiment Nr. 82. Nach der Mobilmachung zog er mit dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 in den Krieg und machte die Kämpfe bei Chatelet am 12. August, bei St. Quentin am 28.—29. August und bei Reims vom 12. September an mit. Hier wurde er am 27. September durch Schuß in die linke Hand verwundet. Nach seiner Ausbildung in Döberitz wurde er am 22. Juni 1915 zum Leutnant der Reserve befördert, reiste am 6. Juli zu seinem Regiment nach Rußland und nahm an den Kämpfen um Lublin so rühmlichen Anteil, daß ihm das Eisene Kreuz verliehen wurde. Lange erfreute er sich dieser Auszeichnung nicht mehr. Er erlag seinen Wunden, die er am 30. Juli durch Gewehrscuß in die Hüfte bei Zalesie erhalten hatte, am 1. August im dortigen Feldlazarett. Er hat seine letzte Ruhestätte unter hohen Tannen im Garten des Meierhofes in der Nähe von Pjaski gefunden. Herr Hauptmann und Bataillonsführer v. Raumer schrieb an die Mutter: „Ihr Sohn kam erneut mit frischem Eifer ins Feld und war bemüht zu helfen, wo er konnte. Er war aufs beste für seine Leute besorgt, im Gefecht war er unerschrocken und ein heldenmütiges Vorbild. Sein bescheidenes, freundliches Wesen machte ihn zu einem geschätzten Kameraden, den wir sehr vermissen. Sie können stolz auf diesen Sohn sein, der mit so hohem Pflichtgefühl beseelt war.“

Feldpostbriefe.

Belgien, 17. Aug. 1914.

Da es Regenwetter ist, und da im Lager noch alles still ist, so glaube ich wagen zu dürfen, etwas ausführlicher zu schreiben. Ein paar sehr anstrengende Tage liegen hinter uns. Bei größter Hitze und fürchterlichem Staube mußten wir lange Märsche machen zu dem Zweck, möglichst schnell zur Maas zu kommen. Wir liegen jetzt am nördlichen Ufer der Maas. Auf unserem Marsch sahen wir





Christoph Dnken.





allerlei Interessantes. Zunächst die Urdenen, hohe Felsen, tiefe Schluchten, Wasserfälle. Die Chaussee war an vielen Stellen unpassierbar gemacht. Die Pioniere hatten aber die Hindernisse wieder beseitigt. Die höchsten und dicksten Stämme hatte man umgelegt und über die Straße geworfen. Felsen hatte man gesprengt, so daß die Steinmassen auf dem Weg lagen. Mit Wagen, Stacheldraht, Eisenstangen hatte man Verhaue gemacht. Die Brücken waren gesprengt, auch die schöne Brücke über die Maas. Dann sah man viele zerstörte Häuser. Man hatte sie eingeschert, weil die Bewohner aus den Fenstern geschossen hatten. Die meisten Bewohner hatten sich aus dem Staube gemacht. Einige waren dageblieben und sahen verängstigt aus. Das alles konnte man mit eigenen Augen sehen. Aber was ist wohl schon alles passiert, was man nicht sieht, wovon man nur so von ungefähr hört. An der Maasbrücke, wo wir einige Zeit Halt machten, sahen wir die Einschläge der großen Geschütze, allerdings ganz in der Ferne. Man sah dann immer eine große Staubwolke. Hier im Lager ist nicht viel los. Gestern mußten wir sogar exerzieren — die Soldaten mit ihren wund gelaufenen Füßen.

Oldenburg, den 6. Juli 1915.

Meine geliebte, teure Mutter! Mein lieber Bruder Johann!

Leider muß ich Euch mitteilen, daß ich heute abend noch nach Berlin muß. Von da geht es morgen zur Armee Mackensen. Also, es zieht ein Bursch wieder hinaus, um für des Reiches Herrlichkeit sein Blut zu vergießen. Wie schade, daß es so plötzlich kommt. Nun ist mir bloß noch dieser Abschied möglich. Nur schriftlich kann ich Euch das letzte Lebewohl sagen. Du liebe, gute Mutter, und auch Du, mein lieber Johann, lebt beide recht wohl. Wolle Gott, daß ich Euch Lieben über kurz oder lang wiedersehe. Mit den allerherzlichsten Grüßen Euer
Christoph.

Rußland, den 15. Juli 1915.

Am Dienstag, den 6. Juli, mußte ich ja plötzlich fort. Leider! Ich wäre noch gerne ein paar Wochen in Oldenburg geblieben. Aber es konnte ja nicht mehr sein, und in Punkto Befehl gibt es ja kein Hadern und Zaudern mehr. Von Oldenburg fuhr ich am Dienstag abend um 11 Uhr mit dem Schnellzug (Schlafwagen) nach der Reichshauptstadt ab. Am andern Morgen traf ich mit den andern neugebackenen Offizieren zusammen. Einige kannte ich von Döberitz her. Erst am Donnerstag morgen fuhren wir mit dem Schnellzug nach Breslau und dann weiter nach Krakau, wo wir einen Tag Aufenthalt hatten. Wir fuhren dann über Tarnow, wo am 28. April die große Durchbruchschlacht begann, also durch ein Gebiet, das durch all die Kämpfe sehr bekannt geworden ist, über den Dunajec und den San. Die Spuren der Kämpfe sah man noch überall. Von da ging die Fahrt sehr langweilig vorwärts. Mit der Bahn fuhren wir bis



Rawaruska, wo das Armeekommando stand. Leider habe ich Generalfeldmarschall Mackensen nicht gesehen. Von Rawaruska ging es mit Lastautomobilen nach Rußland hinein, zunächst bis Samosze. Hier nahm uns das Korpskommando in Empfang. Es holte uns mit Automobilen ab und brachte uns nach einem wundervollen Schloß. Ach, wer da so schön friedlich hausen kann! Der Besitzer hatte sich aus dem Staube gemacht. Auch den Erbprinzen von Oldenburg habe ich dort gesehen. Nach einer Stunde Rast im Auto zur Division, von hier zu Fuß zum Regiment und zur 7. Kompagnie, die Leutnant Blum führt. Außer mir ist noch Leutnant Weichardt bei der Kompagnie. Ich freue mich, daß ich bei den 91ern bin. Wir liegen südlich von Lublin, seit gestern abend sind wir in Reserve. Morgen geht es ins Gefecht. Die Artillerie wirkt schon mächtig. Die ganze Nacht dauerte der Geschützdonner an. Das Wetter ist rauh und kalt. Nun bange Dich auch nicht zu sehr, meine liebe Mutter, um mich. In das Unvermeidliche muß man sich fügen.

Rußland, 22. Juli 1915.

So, jetzt ist meine Deckung neu ausgebaut und mit Stroh ausgelegt. Da sollte man eigentlich pennen, denn die Russen lassen sich augenblicklich nicht sehen, sondern verhalten sich ziemlich ruhig. Nur dann und wann ein Flintenschuß und ein Schrapnellgeschloß. Doch wer weiß, was einem morgen schon blüht; dann kann man vielleicht nicht mehr schreiben. Bis zum 16. Juli hatte ich Euch meine Erlebnisse erzählt. Am 17. Juli hieß es, das Regiment 91 sollte in Armeereserve. Als solche wäre man ja nicht so schnell ins Feuer gekommen. Aber morgens um 7 Uhr mußten wir an einem bestimmten Punkte sein. Wir lagen ein paar Stunden im Walde und warteten auf Befehl. Unmittelbar hinter uns feuerte die Artillerie ihr Trommelfeuer. Gegen Mittag ging es vor, bis wir aus dem Walde kamen. Hier begegneten uns die ersten Verwundeten und Gefangenen. Auch konnten wir von hier aus schon die feindlichen Verteidigungswerke auf einer Anhöhe sehen. Wir zogen daran vorbei, sahen allerlei Lote und Kriegsgeräte und folgten den Russen. Wir kamen gegen Abend vor einem Walde (links) und einem Dorf (rechts) an. Hier blieben wir liegen und hoben Schützenlöcher aus. Des Nachts hörten wir die Russen schon herumrumoren, sie lagen nahe vor uns, etwa 800 m. Sobald es Tag wurde, ging die Musik los, und was für eine! Ich lag mit dem rechten Flügel meines Zuges an einem Wege, die anderen beiden Züge hatten sich im Kornfeld eingebuddelt, so daß sie nicht zu sehen waren. Ich lag dagegen auf einem abgemähten Feld und konnte mich gegen Sicht nicht decken. Dazu kam, daß in meiner rechten Flanke ein Dörfchen lag, das mir dadurch gefährlich werden konnte, daß mein Flügel nicht durch andere Truppen gesichert war. Die Russen kamen aus allen Himmelsgegenden, von vorn und von rechts, viele versuchten ins Dorf zu kommen. Ein eingesezierter Zug, der als Reserve zurückgehalten worden war, verhinderte aber, daß die Russen sich im Dorf festsetzten. Sie hatten sogar



allerlei Verluste. Mein Zug wurde den ganzen Tag über stark von halbrechts beschossen; und wie ich sah, daß die Russen ins Dorf drangen, sah ich mich genötigt, meinen Zug eine andere Front einnehmen zu lassen. Das Manöver gelang trotz heftigen Gewehr- und Maschinengewehrfeuers. Ich hatte gottlob keine Verluste dabei. Wie ich noch in der alten Stellung lag, schossen mir so ein paar verfluchte Russen dauernd mit Explosivgeschossen vor die Nase. Sie trafen allerdings nur meine Deckung. Die Übeltäter waren schwer zu entdecken. Die Richtung, aus der die Schüsse kamen, hatte ich bald spitz, und mit meinem vorzüglichen Fernglas, das ich mir gekauft habe, gelang es mir auch, einen Kerl, der im Gras vorwärts kroch, zu finden. Ich gab einem Mann das Glas zum Beobachten meiner Schüsse. Ich selbst nahm ein Gewehr und habe meine ganze Geschicklichkeit und Ruhe beim Schießen verwandt. Ich mußte mich weit aus der Deckung hervorwagen, sonst konnte ich nicht gut sehen. Nach dem vierten und fünften Schuß aus meiner Flinte konnten wir feststellen, daß dem Russen die Lust am Kriechen vergangen war. Das so nebenbei. Kaum hatte ich die Frontveränderung meines Zuges vorgenommen, so steigerte sich das Feuer links von mir, wo die sechste Kompagnie lag, immer mehr. Der Lärm wurde immer wüster. Die Artillerie schloß, als wenn sie es bezahlt bekomme. Da hieß es durch eine Befehlsordnung, die gerannt kam: „Herr Leutnant sofort zum Bataillonsstab kommen.“ Ich fragte, was los sei. Unser Kompagnieführer sei verwundet am Bein, der andere Leutnant an der Hand (glücklich verpaßte Heimatschüsse). Wie ich hinrenne, wird mir schon klar, was ich soll: das Kommando über die Kompagnie übernehmen. Da sehe ich auch schon, daß die 6. Kompagnie vorgeht. Ich handle eigenmächtig, übernehme das Kommando. Schon vorher hatte ich gesehen, daß an einzelnen Stellen die Russen zurückgingen. Wir schießen ihnen nach und auch die Artillerie tat ihr Bestes. Nun geht es vor. Ich selbst immer voran. Mir war die Gefahr ganz Wurst. Im Vorgehen machten wir eine Rechtschwenkung. Da stießen wir auch schon auf die ersten Russen, die wir gefangen nahmen. An der Strohdiele fand ich den Russen, der von da dauernd auf mich geschossen hatte, tot. Die 7. Kompagnie machte so etwa 40 Gefangene. Das Maschinengewehr haben wir leider nicht bekommen. Wir verfolgten weiter, allerdings ging es nur langsam; denn das III. Bataillon war nicht so gut vorgekommen, erst gegen Abend drang es vor. Gegen Abend setzten wir uns auf einer Anhöhe fest und buddelten uns ein. — Das war ein großer Tag in meinem Leben. Solange ich lebe, denke ich daran zurück. Der gewaltige Schlachtenlärm, die Abendstimmung, die brennenden Häuser, die vorgehenden Schützenlinien, alles das machte einen furchtbaren Eindruck auf mich. Die Verluste in meiner Kompagnie betrug 2 Tote und 14 Verwundete, darunter 2 Offiziere. Am andern Tage gingen wir weiter vor in aufgelöster Ordnung (Schützenlinie). Wir besetzten dann einen Wald, wo wir ganz grauenhafte Augenblicke erlebten. Die 6. und 7. Kompagnie blieben geschlossen im Walde,



die 5. Kompagnie besetzte den Waldrand. Nicht weit davor lagen die Russen wieder in guten Stellungen fest. Da auf einmal wurde der Wald unter Artilleriefeuer (schweres Kaliber = 21 cm) genommen. Das ganze Waldstück war eine Staubwolke. Die 6. Kompagnie verlor mit einem Schlag 3 Tote und 11 Verwundete. Alles schien sich aufzulösen. Ich über all die abgerissenen Baumstämme zum Bataillonsführer, um zu fragen, was werden sollte. Da ich ihn nicht mehr fand, zurück zum Platz, wo die 7. Kompagnie lag. Viele waren schon weg. „Alles in Marsch, Marsch hinter dem Walde sammeln!“ Hier brachte ich glücklich die Kompagnie wieder zusammen und legte sie so, daß nicht große Verluste eintreten konnten. Um mich zu überzeugen, ob nicht noch Leute im Walde zurückgeblieben seien, ging ich noch mal zurück. Aber kaum war ich 20 Schritt gegangen, da kam wieder so ein Ding an. Ich flog zur Erde, gottlob ist mir außer einer zerschundenen Nase nichts passiert. Da habe ich fürs erste den Wald gemieden. Gegen Abend bekam ich Befehl, den Waldrand zu besetzen. Die ganze Nacht hat es geregnet. Durchnäht bis auf die Haut, hatte ich eine unruhige Nacht. Am anderen Morgen konnten wir feststellen, daß die Russen fort waren. In Schützenlinien gingen wir dann vor, immer durch das nasse Korn bis an eine russische Stellung, die auch schon verlassen war. Da hieß es plötzlich: „Nach links sammeln.“ Wir sind ein paar Stunden marschiert. Ich bekam gottlob ein Pferd, und stolz und kühn bin ich hinter der Kompagnie hergeritten. Diese Herrlichkeit hat allerdings nicht lange gedauert. Wir fanden die Russen bald wieder. — Seit zwei Tagen liegen wir jetzt in Stellung bei Piaski, südöstlich von Lublin. Die Russen haben ganz stark ausgebaute Anlagen mit mehrfachem Stacheldrahtverhau. Gestern machten sie einen Angriff, der indessen scheiterte. Das I. Bataillon machte 58 Gefangene, darunter ein Hauptmann. Heute haben die Russen wenig von sich hören lassen. Diese Nacht geht der Tanz vielleicht wieder los. Wenn der rechte Flügel erst etwas weiter gekommen ist, greifen auch wir an. Na, denn Gott befohlen. Wollen schon unsere Pflicht tun. Komme ich wieder nach Haus, erzähle ich Euch alles ausführlich. Komme ich nicht wieder, dann wißt Ihr doch wenigstens, was ich hier noch alles durchgemacht habe. Ich will gleich noch mal die Stellung und die Posten nachsehen und mich dann noch etwas ins Stroh packen. Diese Nacht muß ich doch noch mit wachen. Unsere Verpflegung ist gerade nicht schlecht. Es gibt ein halbes Brot, Kaffee und einmal warmes Essen.

Rußland, den 26. Juli 1915.

Wir liegen noch auf derselben Stelle südlich von Piaski südlich von Lublin. Die Russen haben eine starke Stellung etwa 1200 m vor uns. Bislang konnten wir noch nicht angreifen. Dafür waren die Russen zweimal hier, mitten in der Nacht, sie wollten uns durchaus zurücktreiben. Das ist ihnen gottlob nicht gelungen. Sie haben im Gegenteil tüchtig was auf dieacks bekommen. Das Vorgelände



zeigt es ja, da liegen viele, viele tote Leute. Ich war vorgestern mit Leutnant Harbers (Artillerieoffizier von den 62ern, der vorgestern als ältester von uns beiden die Kompagnie bekommen hat) mal los und habe mir mal das Leichenfeld angesehen. Grauensvoll, kann ich nur sagen. Wer weiß, wie bald ebensoviel und vielleicht noch mehr deutsche Männer vor der russischen Stellung liegen! Unsere Stellung haben wir immer mehr ausgebaut, Unterstände aber nicht gemacht. Im Vorgelände haben wir einen Stacheldrahtverhau. Ein Maschinengewehr in der Kompagnie, ein paar Handgranatenwerfer. Ich selbst habe auch ein paar Handgranaten in der Tasche. Laß die Russen nur kommen, sie sollen ordentlich empfangen werden, und teuer wollen wir unser Leben verkaufen. Mit dem neuen Kompagnieführer komme ich gut aus. Wir haufen zusammen und teilen miteinander. Ich freue mich, daß er gekommen ist, ich bin sein Stab und unterstütze ihn, so gut es geht. Meinen Geburtstag habe ich still im Schützenloch verlebt. Abends bekam ich noch zufällig eine Flasche Wein, die mir ganz ausgezeichnet mundete. Und so gegen 12 Uhr wollten mir auch die Russen noch gratulieren. Sie erreichten aber nicht ihr Ziel. Zum Schluß möchte ich Euch mitteilen, daß ich auch das Eiserne Kreuz für Tapferkeit im letzten Gefecht bekommen habe. Hoffentlich kann ich es lange tragen und komme gesund wieder in die Heimat zurück. Lebt recht wohl und seid alle herzlichst begrüßt von Eurem
Christoph.



Werner Detken

Sohn des Ökonomierats Detken in Oldenburg, geboren am 15. April 1883 zu Linswege, Amt Westerstede, erwarb das Zeugnis der Reife auf dem Gymnasium zu Oldenburg und widmete sich der landwirtschaftlichen Wissenschaft. Er studierte von 1903 bis 1906 an dem landwirtschaftlichen Institut der Universität Leipzig, erlangte die philosophische Doktorwürde und bestand die Staatsprüfung mit I. Nachdem er zwei Jahre als erster Assistent des Prof. Dr. Falke in Leipzig tätig gewesen war, übernahm er die wissenschaftliche Leitung der Heineschen landwirtschaftlichen Saatgutzucht in Hadmersleben und später die gleiche Stellung bei der Firma Strube-Schlanstedt in Sachsen. Am 9. August 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger in die Reihen der Vaterlandsverteidiger, wurde am 20. März 1915 im II. Garderegiment zu Fuß zum Leutnant der Reserve befördert und fand in der Schlacht an der Wisloka am 5. Mai beim Sturmangriff den Heldentod. Er hat eine vollendete, der Drucklegung harrende Arbeit über Zuckerrüben-Variabilität und Vererbung hinterlassen. „In jüngeren Saatzüchtereisen ragte er durch seine große Tüchtigkeit und seinen eisernen Fleiß hervor. Sein tiefes Wissen mit klarem Blick für die Praxis, sein sonniges Gemüt und seine vornehme Gesinnung sichern ihm ein treues Andenken“, so schrieb ein Freund an den Vater.

Feldpostbrief.

Berlin, 16. August 1914.

Liebe Eltern!

Aus Vaters Brief habe ich zu meiner großen Freude gesehen, daß er die Sachlage jetzt doch anders beurteilt als zuerst und mir seine Zustimmung zu meinem Entschlusse nicht mehr vorenthält. Ich verstehe es ja sehr gut, daß er sich veranlaßt sah, mich auf alle Folgen, die mein Schritt möglicherweise haben kann, aufmerksam zu machen und mich namentlich auch darauf hinzuweisen, daß ich vielleicht meinem Vaterlande mehr nützen könnte in meiner alten Friedensstellung in Schlanstedt, denn als Träger einer Muskete im Felde. Ich bin ihm gewiß für alle seine Ausführungen, deren Berechtigung an sich ich vollkommen anerkenne, von Herzen dankbar. Aber ich werde doch von Tag zu Tag mehr in der Überzeugung bestärkt, daß ich so handeln mußte, wie ich getan habe.

Deutschland steht vor einem sicherlich langen und schweren Kampfe. Es geht um Sein oder Nichtsein. Aber noch um mehr als das, und darauf möchte ich das Hauptgewicht legen: es geht um die deutsche Kultur, ja im Grunde um die Kultur und die Wohlfahrt der Menschheit. Es geht für Wahrheit und Recht gegen Lug und Unrecht. Müßte Deutschland unterliegen, so würden Kräfte und

